Der Hausfreund

Zeitschrift für Gemeinde und Haus — Organ der Baptistengemeinden in Polen

Nummer 7 | 15. Februar 1931 | 37. Jahrgang

Schriftleiter: A. Knoff, Łódź, ul. Smocza 9a. — Postadresse: A. Knoff, Łódź, skrz. poczt. 342

„Der Hausfreund" ist zu beziehen durch den Schriftleiter. Er kostet im Inlande vierteljährlich mit Porto: 1—2 Ex. je Zl. 2.65, 3 u. mehr Ex. je Zl. 2.25. Nordamerika und Canada jährlich 2 Dol. Deutschland Mk. 8.

Postscheckkonto Warschau 62.965. Gaben aus Deutschland werden an das Verlagshaus der deutschen Baptisten, Cassel, für Rechnung des „Hausfreund" erbeten, aus Amerika und Canada an den Schriftleiter.

Ganz des Herrn.

O, daß ich mich bei nichts verweilte,
Was mir nur Zeit und Kraft verzehrt!
O, daß ich stets zum Himmel eilte!
Mein Held, umgürte du dein Schwert
Und brich durch alle Hindernisse!
O, laß nach deinem Wort die Füße
Hinfort gewisse Tritte tun;
Laß mich in Worten und in Werken
Auf deines Geistes Trieb nur merken
Und nie in eignem Willen ruhn!

Ach, mach mich kindlich, treu und stille,
Daß ich dir immer folgen kann!
Nur dein vollkommner, guter Wille
Sei für mich Schranke, Ziel und Bahn.
Nichts soll mich ohne dich vergnügen;
Laß mir nichts mehr am Herzen liegen
Als deines großen Namens Ruhm!
Der sei allein mein Ziel auf Erden;
Ach, laß mir's nie verrücket werden,
Denn ich bin ja dein Eigentum!

Bogatzki.

Richtet nicht!

(Matth. 7, 1).

Ist Christus der Meinung, daß ein Gotteskind kein Urteil über das Verhalten und die Ansichten anderer haben darf? Nein. Wir sollen „prüfen". So ist es deutlich an manchen Stellen der Schrift zu lesen, z. B. 1. Thess. 5, 21; 1. Joh. 4, 1. Wo sollte es sonst hinführen, wenn Irrtum und falsche Lehre nicht verurteilt würden? Irrlehre würde blühen, Unrecht überhand nehmen. Was der Herr hier verurteilt, ist liebloses Richten, Tadelsucht und Splitterrichterei. Diesen unheiligen Eigenschaften tritt der Herr mit großem Ernst entgegen, indem Er auf das vergeltende Gericht hinweist. Das Richten über den Nächsten ist seit alters unter den Menschen weit verbreitet gewesen. Wir können sagen, daß diese Untugend so alt ist, wie die Sünde überhaupt. Schon Hiob klagt darüber, und wie beschwert sich der König David über den Richtgeist, wenn er im 69. Psalm sagt: „Die im Tor sitzen, schwatzen von mir, und in den Zechen singt man von mir". Die Neigung zum lieblosen, selbstgerechten Aburteilen über andere ist zu allen Zeiten gewesen, besonders auch im jüdischen Volk. Ebenso trieb man es zu Jesu Zeiten, daher Sein ernster Mahnruf: „Richtet nicht!" In unsern Tagen ist der Richtgeist nicht ausgestorben. Wo immer sich Menschen zusammenfinden, da offenbart sich die Neigung, über den Abwesenden zu richten. Man zieht dann die Fehler ans Licht, erzählt vielleicht mit Wohlbehagen ihre bekanntgewordenen Fehltritte, läßt in verblümten Andeutungen noch viel schlimmere Dinge ahnen, die man garnicht sagen könne, und auf diese Art hängt man ihnen für zeitlebens einen Makel an. Die aber, welche solche Dinge hören, nehmen dieselben mit Interesse auf, und so kommt die Unterhaltung in Fluß, da wird dann der Alberne witzig und der Einfältige beredt. Es wird erzählt von einem Christen, dem es ein Aergernis war, daß in jeder Gesellschaft, die er besuchte, in dieser lieblosen Weise geredet wurde. Als er nun wieder einmal so reden hörte, nahm er ein Goldstück, wickelte es in ein Papier, steckte es in seine Westentasche und gelobte, er wolle dieses Geldstück dem nächsten besten Armen geben, dem er begegne, sobald er einmal eine Gesellschaft finde, wo diese häßliche Gewohnheit des Richtens nicht getrieben werde. Er mußte aber sein Goldstück dreizehn Jahre mit sich herumtragen, bis er es endlich los wurde.

Worin, so könnte man fragen, hat dieses unbarmherzige Richten des Nächsten seinen Grund, und man kann antworten: in der Verblendung des eigenen Herzens. Würde der Mensch sich selbst erkennen, würde er sein Herz sehen, wie Gott es sieht, so hätte er sicherlich keine Neigung, richtend über den Nächsten herzufallen. Weil er sich aber nicht kennt, so kommen ihm die eigenen Sünden und Fehler sehr klein vor im Vergleich mit den Fehlern des Nächsten. Wir wissen, es gibt gewisse Gläser, welche dazu dienen, Gegenstände, die man unter sie legt, bedeutend zu vergrößern. Doch, wenn man sie dann umkehrt, dann ver-

kleinern sie solche Gegenstände. Ebenso verhält es sich mit den Menschen, welche diesen bösen Richtgeist im Herzen tragen. Die Sünden des Nächsten erscheinen ihnen gar gewaltig und groß, ja, aus einer Mücke machen sie einen Elefanten, aber wenn sie dann sich selbst betrachten, so kehren sie das Glas um, und ihre eigenen Fehler erscheinen ihnen gar gering und unbedeutend. So war es mit jenem Pharisäer, von dem der Herr Jesus erzählt. Er hielt sich für einen großen Heiligen, den armen Zöllner aber sah er an als einen Höllenbrand. Jener Pharisäer hat viele Nachkommen hinterlassen, und sein Geschlecht hat sich sehr in der Welt ausgebreitet.

„Richtet nicht!" sagt Jesus. Dabei lehrt Er uns durch Seine Worte wie durch Sein heiliges Leben, daß uns, Seinen Nachfolgern, nichts besser ziemt als die Erweisung christlicher Milde. „Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen!" (Phil. 4, 5). Luther erklärt: „Lindigkeit" erreicht nicht völlig den Wert des Wortes. Es bedeute nicht weniger als gebende, vergebende und nachgebende Liebe.

„Richtet nicht!" Möchte dies Wort uns so beeinflussen, daß es auch bei uns heiße: Hinweg mit dem verderblichen Richten, und wir dem Beispiel des Augustin folgten. In seinem Speisesaal war an der Wand mit großen Buchstaben geschrieben: „Wer einem Abwesenden den guten Namen raubt, dem ist an meinem Tisch zu sitzen nicht erlaubt".

„Richtet nicht!" spricht Jesus. Wer jedoch dieses Wort des Heilandes nicht befolgen, sondern in seinem bösen Richtgeist beharren will, der ist dem Adler gleich, der über die schönen Fluren und Wälder hinwegfliegt und sich auf das Aas niederläßt, um dort seine Nahrung zu suchen. Der Herr aber lehre uns, die Sünde des Richtens mehr als je zuvor verabscheuen und zu handeln nach Seinem Worte: „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden". Kegel.

Ein Mensch wie wir.

Die Kraft des Dampfes war schon den Alten bekannt. Man benutzte sie zu Spielereien. Als aber John Watt die Kurbel und damit die Umsetzung der Kolbenbewegung in Drehung der Welle erfand, entstieg dem leichten Dampfwölkchen, das den Deckel des Kochtopfs hebt, der gewaltige Riese, dessen Kraft heute auf viele Millionen Pferdekräfte geschätzt wird und der alle Maschinen, Dampfschiffe und Eisenbahnen der Welt treibt. Die Kraft ist dagewesen seit Erschaffung der Welt, aber man wußte sie nicht auszunützen. Genau so ist es mit der Kraft des Glaubens. Sie ist da, aber nur wenige wissen sie auszunützen. Es ist nicht Gottes Meinung, daß die Kraft des Glaubens, die Berge versetzt, einigen auserwählten Menschen zuteil werden soll, nein, jeder Glaubende soll diese Kraft in seinem Glauben besitzen. Die Kraft ist da, aber sie ist, wie die des Dampfes, an göttliche Gesetze gebunden. Sie ist für jedermann da, denn sie ist die Kraft Gottes. Aber die meisten wissen mit dieser Kraft Gottes nichts anzufangen. Sie machen es wie die Menschen, die den Dampf sich in ihrem Kochtopf entwickeln lassen, wärmen sich die Hände daran und ahnen nicht, welche Kraft unter ihren Händen unnütz liegen bleibt.

Das Vorhandensein der Kraft genügt nicht, wir müssen die Kurbel finden, durch die sie in Bewegung umgesetzt wird.

Was ist Glauben ohne Gebet? Glaube und Gebet gehören zusammen. Erst durch das Gebet wird der Glaube zu der alles überwindenden Kraft. Das Gebet führt in die Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott, dieser Urquelle aller Kraft. Durch die Verbindung mit Ihm wird die Kraft Gottes, die Kraft der zukünftigen Welt, in Bewegung gesetzt und kommt zu ihrer Auswirkung im Menschenleben.

Die Glaubensmänner der Vergangenheit haben alle dies Gemeinsame in ihrem Leben: sie konnten beten. Sie konnten beten, erhörlich beten. Für sie waren die Verheißungen Gottes die Gesetze der ewigen Welt, an denen keine Ausnahmen vorkommen. Es ist merkwürdig, daß diese Glaubensmänner je länger, je mehr in ihrem Leben bewiesen, wie Gott unter allen Umständen das Gebet des Glaubens ehrt, wenn Menschen es wagen, die einfachen Bedingungen des Glaubens zu erfüllen. An diesen Glaubensmännern ist eigentlich, rein äußerlich gesehen, nichts besonderes gewesen. Denken wir an August Hermann Francke, Georg Müller oder an Hudson Taylor. Sie waren Menschen wie wir. Sie waren nicht hervorragende Redner, keine leuchtenden Lichter der Geistesgrößen, — Menschen wie wir. Viele mögen sie in vielen Beziehungen übertreffen. Rein äußerlich gesehen mag man sagen, diese Glaubensmänner waren einseitige Menschen, Einspänner, die nur eine Wahrheit lebten und predigten, aber diese Einseitigkeit war eine Heilige Einseitigkeit ohne Ecken und Kanten. Man kann dasselbe über den genialen Edison sagen. Er hat sich nur mit der Elektrizität beschäftigt, alle anderen Zweige modernen Wissens und Könnens ließ er liegen. Aber diese Einseitigkeit bewahrte ihn vor Zersplitterung und führte ihn zu einer Konzentration seiner geistigen Kräfte, durch die er eben der geniale Erfinder wurde, der seine Spezialität kannte wie Wenige. So diese Glaubensmänner. Sie kannten die Kraft des Glaubens wie Wenige, sie kannten ihren Gott wie Wenige und lernten das Geheimnis erhörlichen Gebets.

Halten wir uns immer vor Augen: sie waren Menschen wie wir. Sagt uns das nicht, daß infolge ungenützter Kraft des Glaubens sehr viele Segnungen verloren gehen. Warum treten wir nicht an die Verheißungen Gottes mit demselben Glauben heran wie jene? Warum rechnen wir nicht mit ihnen und nur mit ihnen wie jene? Warum machen wir nicht denselben einfachen Gebrauch davon wie sie? Die einfache Wahrheit: „Der Herr erhört Gebet"! muß genügen für den Glauben, und sie genügt.

Glaube und Gebet sind die beiden für die Gemeinde Gottes der Gegenwart so dringend erforderlichen Voraussetzungen. Denn heute wirken sich gewaltige Kräfte in der Welt aus, denen gegenüber nur Gottes Kraft standhalten kann. Und unser Glaube soll auch heute unser Sieg sein, der die Welt überwindet. Dieser Erfolg aber ist auf keine andere Weise zu erwarten und zu erklären, als dadurch, daß Gott die Gebete des Glaubens auch heute noch erhört.

(Evangelist).

Aus der Werkstatt

Von dem früheren Zögling der Lodzer Predigerschule J. S. Osipow hat der Missionssekretär C. C. Füllbrandt, Wien, einen Brief erhalten, den er der Schriftleitung zugesandt hat mit der Bitte, ihn im „Hausfreund" zu veröffentlichen. Bruder Osipow, der frühere Kosakenoffizier, wird noch vielen von der Seminarzeit her in Erinnerung sein, weshalb ein Lebenszeichen von ihm den werten Hausfreundlesern hoffentlich recht willkommen sein wird. Sein Brief lautet:

„Teurer Bruder Füllbrandt!

Ich grüße Sie und Ihre Familie in der Liebe unseres Herrn Jesu Christi. Mit großer Freude nahm ich aus dem Blatt „Sendbote" davon Notiz, daß Sie auf demselben großen Wege der Arbeit stehen, auf welchem mit großer Hingabe Ihr geschätzter Vater, mein geistlicher Vater und Führer der Odessaer deutschen Baptistengemeinde gestanden hat.

Ich hoffe, daß Sie mich noch nicht ganz vergessen haben, trotzdem wir uns nach meinem Besuch des Lodzer Prediger-Seminars selten getroffen haben. Ich erinnere mich, daß wir uns zum letzten Mal im Jahre 1920 in der Stadt Omsk, Sibirien, auf der Konferenz des Sibirischen Bundes russischer Baptisten, gesehen haben. Später arbeitete ich noch einige Monate im Auftrage der Mennoniten Brüder und fuhr dann zu meiner Familie und zu den Brüdern nach Wladiwostok.

Die russische stürmische Revolutionswelle warf mich mit meiner Familie nach China, wo ich seit 1924 als Prediger der russischen Baptistengemeinde arbeite. Diese hat sich aus Flüchtlingen gebildet und zählt etwa 240 Mitglieder. Hier arbeitete einige Zeit Br. J. J. Wiens, welcher von hier nach Sowjet-Rußland ging und später nach Kanada zurückkehrte.

Durch Gottes Gnade genießen wir hier in China völlige Religionsfreiheit und auch den Schutz der chinesischen Regierung. Für uns gibt es keine Hindernisse und Einengungen unter der Masse der russischen Flüchtlinge des zerschmetterten russischen Volkes. Die Möglichkeiten für die Arbeit sind wunderbar und besonders darum, weil diese Russen sich bei den Stationen der chinesischen Osteisenbahn ansiedeln. Nur die soziale Frage ist sehr schwierig, weil die sozialen Bedingungen in China äußerst schwierig liegen. Die Arbeitslosigkeit wird mit jedem Tage größer und die Zahl der Flüchtlinge aus Sowjet-Rußland nimmt auch mit jedem Tage zu. Das Leben hier ist nicht teuer, aber es sind hier keine Arbeitsmöglichkeiten, es fehlt an Geld, und daher sind viele auch unter den Gläubigen zu Bettlern geworden.

Teurer Bruder! Besonders in den beiden letzten Jahren 1929—30 kamen sehr viele baptistische Geschwister aus Sowjet-Rußland, und unter ihnen auch Deutsche aus Wolhynien, dem Chersoner Gouvernement und Akmolinsker Gebiet. Sie kommen ohne jegliche Mittel zur Existenz, vollständig entblößt, ohne Kleider und ohne Schuhe. Auch die deutschen Geschwister gliedern sich natürlich unserer hiesigen russischen Gemeinde an, so daß wir bereits etwa 40 deutsche Flüchtlingsmitglieder haben. Die Brüder unserer Gemeinde begegneten der Not dieser Flüchtlinge mit aller Aufmerksamkeit und taten und tun noch, was in ihren Kräften ist, ja über ihre Kräfte hinaus. Aber alles ist unzureichend, und besonders schwierig ist es jetzt im Winter. Ich meinerseits als Prediger der Ortsgemeinde habe an verschiedene Stellen geschrieben, auch an den Redakteur des Blattes „Sendbote", habe aber bisher noch keine Antwort. Die Lage aber der Flüchtlingsgeschwister wird immer schwieriger. Ich wiederhole, daß unsere russische Gemeinde unter der Anleitnng meiner lieben Frau, die eine Deutsche ist, das Möglichste zur Linderung der Not, auch für die deutschen Geschwister, getan haben, aber die Last wird zu schwer und die Hände unserer Brüder hier wollen ermüden. Ich frage mich: Wer soll ihnen denn helfen, diesen Heiligen und Teuren in Christo? Wo sind die sich durch Liebestätigkeit erwärmenden Herzen? Wer antwortet: „Hier bin ich, Herr!?" Lieber Bruder Füllbrandt! Wenn wir da nicht helfen, was hilft dann unser Glaube? Jakobus 2, 14—16.

Aus dem Blatt „Sendbote" sehe ich, daß Sie in Verbindung sind mit dem Deutsch-Amerikanischen Missionswerk, und darum bitte ich Sie, Ihr Werk aufmerksam zu machen auf die Flüchtlinge hier. Man möchte ihnen doch mit einer materiellen Hilfe in Geld, Kleidung, Schuhen und möglichst auch etwas Literatur zu Hilfe kommen. Glauben Sie mir, nicht ein Cent wird verloren gehen. Alles wird in die armen Hände gelegt werden und wir sind bereit, entsprechende Quittungen und Abrechnungen zu geben.

Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir eine Antwort auf die in diesem Brief angeregte wichtige Frage geben werden. Bitte, schreiben Sie mir auch etwas über alle die Glieder der Familie Füllbrandt. Mich interessiert das sehr.

Ich grüße Sie und Ihre liebe Familie herzlich.

Ihr in Christo
gez. J. S. Osipow.

Sollte jemand der werten Leser den notleidenden Geschwistern in China eine Handreichung tun wollen, der sende seine Gabe an den Schriftleiter mit der klaren Bemerkung: „Für Notleidende in China", und der Schriftleiter will gerne dafür sorgen, daß die Beträge weiter geleitet werden.

Gottes Werke.

„Was sollen wir tun, daß wir Gottes Werke wirken?" so wurde Jesus gefragt von der Menge, welcher Er einen Verweis gegeben hatte wegen ihrer niedrigen und selbstsüchtigen Ziele und Beweggründe. Das erste Werk Gottes für den Menschen ist das, daß er glaubt an den Sohn Gottes. Dann gilt es für ihn, sein ganzes Leben in den Dienst seines Gottes und Erlösers zu stellen.

Was sind die Werke Gottes, welche der Christ wirken soll? Gottes Werke haben immer eine Beziehung zum Charakter. Was wir tun zur Bildung und Förderung eines göttlichen Charakters, das ist Gottes Werk. Wo wir irgend einen Menschen zum Glauben an Gott und den Heiland führen, da tun wir Gottes Werk. Wo wir ernstlich uns bemühen, unsere eigenen Sünden und Fehler zu überwinden, böse Gedanken und Motive aus dem Herzen zu verbannen, da tun wir Gottes Werk. Wo wir auf andere einen Einfluß zum Guten ausüben, wo wir einem Schwachen beistehen in seinem Kampf gegen Versuchung und Sünde, wo wir einer mutlosen und trostlosen Seele Mut und Trost zusprechen, da tun wir Gottes Werk.

Die menschliche Seele ist das einzige unzerstörbare Material, auf welches wir Eindrücke für die Ewigkeit machen können. Was wir einer Menschenseele tun, sei es zu ihrer Förderung oder ihrem Unheil, das bleibt, und an jenem Tage wird unser Werk uns entweder Ehre und Freude oder Unehre und Schande bereiten. Alle anderen Werke der Menschen, ob auf dem Gebiet der Technik, der Kunst, der Wissenschaft oder anderen Gebieten, so bedeutend sie auch für das zeitliche Leben der Menschen sein und so hoch sie auch gepriesen werden mögen, sind doch nur vergänglich. Wenn ich aber einer Seele aus ihrer Sündenknechtschaft heraushelfe, wenn ich einem Menschen die Liebe Gottes in Christo Jesu zum lebendigen Bewußtsein bringe, wenn ich ein Herz aus dem Dunkel zum Licht geleite, wenn ich dazu beitrage, eine Seele zu fördern in Liebe, Glauben, Gerechtigkeit, Selbstlosigkeit, Heiligkeit und sie so ihrer göttlichen Bestimmung näher führe, so habe ich ein Werk Gottes vollbracht, das Bestand hat für die Ewigkeit.

Laßt uns mit Fleiß diese Werke Gottes an Menschenseelen wirken. Es sind Gottes Werke, weil sie nach Gottes Willen und zu Gottes Ehre sind, und weil nur Er, durch die Innewohnung des Heiligen Geistes in uns, uns dazu die Kraft geben kann.

Was ist ein Opfer?

Opfer nennen wir heutzutage vieles, was den Namen garnicht verdient. Das Wort kommt vom lateinischen „offere", was im Deutschen „darbringen" bedeutet. Es wurde damit die Gabe bezeichnet, welche Gott dargebracht wurde.

Blicken wir in das Alte Testament, so sehen wir, daß die Opfergaben als solche drei wesentliche Merkzeichen an sich tragen mußten. Das erste war: das, was als Opfer dargebracht wurde, mußte regelmäßiges Eigentum des Darbringenden sein. Das zweite war: das, was geopfert wurde, mußte Landeserzeugnis sein und dem Darbringer zur täglichen Nahrung dienen können. Unreine Tiere konnten daher nicht geopfert werden, Das dritte war: was als Opfer dargebracht wurde, mußte neben dem Stempel des rechtmäßigen Besitzes und der Genießbarkeit auch sozusagen einen Tropfen Schweiß von der Stirn des Darbringers an sich tragen.

Ausgeschlossen war vom Opferaltar alles, was der Israelit nicht in seinem von Gott ihm beschiedenen Lebensberuf im Schweiße seines Angesichts mit eigener Arbeit erworben hatte, also das eßbare Wild, ferner die Baumfrüchte, die ihm ohne besondere Arbeit und Pflege gleichsam in die Hand oder in den Mund wuchsen; nicht aber Oel und Wein, weil diese nur durch besondere Arbeit gewonnen wurden. Was der Mensch mit saurem Schweiß selbst erworben, woran er einen Teil seiner Lebenskraft gesetzt, was länger oder kürzer für sein Gemüt ein Gegenstand des Bangens und Hoffens gewesen, bis er es endlich ganz sein eigen nennen und haben durfte, und was zugleich das unentbehrlichste Mittel zur Erhaltung und Stärkung seiner Lebenskraft und Lebensfreude ist; daran hängt des Menschen Herz in ganz besonderem Maße. Das nennt er in vollem Sinne des Wortes sein eigen. Diese Dinge aber sind auch, gerade beim Landbau und bei der Viehzucht, in der augenfälligsten Weise eine Frucht des Segens und der bewahrenden Güte Gottes. Und darum eignen sie sich zumeist auf den Altar des Herrn.

Aus der Anordnung des alttestamentlichen Gesetzes, daß nur solches Eigentum geopfert werden durfte, das Frucht der ordentlichen Berufstätigkeit des Menschen und zugleich das natur- und gesetzmäßige Mittel zu seinem Lebensunterhalt war, lernen wir, was in Gottes Augen ein rechtes Opfer ist. Nur das ist in den Augen Gottes ein rechtes Opfer, dessen Hingabe unserem natürlichen Menschen wehe tut, nur das, wobei wir uns selbst verleugnen, unsern alten Menschen ans Kreuz schlagen, unsern natürlichen selbstsüchtigen Willen brechen müssen.

Darum, wenn ein Reicher von seinem Ueberfluß eine Gabe für Gottes Werk hinwirft, so ist das kein Opfer, sondern nur eine Gabe Darum wertet Jesus das Scherflein der Witwe viel höher als die reichen Gaben, die die Reichen in den Gotteskasten legten. Die Witwe gab mit ihrem Scherflein ihre ganze Habe hin, und das war ein Opfer. Bringen wir Opfer oder nur Gaben?

Religion oder Moral.

Ein moderner Prediger predigte über die Himmelfahrt und sagte unter anderem folgendes: „Ueber dem Worte Himmelfahrt liegt ein festlicher Glanz. Und das mit Recht. Denn die Botschaft, die Jesus brachte, für die er lebte und litt, war eine frohe Botschaft, eine rechte Frühlingsbotschaft war es, weil sie uns glauben lehrte an das Gute in uns, weil sie getrost vertrauen lehrte auf einen Vater, der uns als die Seinen annehmen will, wenn wir nur kommen und vertrauen wollen, und weil seine Botschaft dem Tode den Stachel nahm, daß er uns kein finsteres Gespenst mehr ist, das uns in die finstere Unterwelt lockt, sondern ein Weg zu Gott. So soll denn unser ganzes Leben eine Reise sein nach dem Himmel. Jesus ist auf dieser ganzen Reise unser treuer Weggenosse und Führer. Himmelfahrt! Darin liegt die ernste Mahnung: Werdet Menschen wie Jesus einer war! Hütet euch vor dem, was eure Seele befleckt und herabzieht in das Niedrige, Gemeine! Hütet euch mit aller Macht eures sittlichen Selbst vor schmutzigen Gedanken, vor häßlichen Worten, vor der euch verunreinigenden Tat! seid nicht boshaft, auch nicht im Kleinsten! Lernt Gewalt über euch haben, daß ihr nicht im Jähzorn tut, was euch später gereut und dann nicht wieder gut zu machen ist! Gewiß, das alles setzt Kampf mit dem alten Menschen voraus, Kampf gegen manche schlimme Anlage, Kampf gegen manche böse Angewohnheit, Kampf gegen den Trieb, sich gehen zu lassen. Wer aber diesen Kampf aufnimmt, wer sich innerlich erneuert nach dem Ebenbilde unseres Gottes, zu einem guten, reinen, edlen Menschen, der ist schon hier mit Jesus auferstanden, mit Jesus in den Himmel eingegangen. Kämpfe, ihn zu erreichen!"

Um diese Botschaft der Welt zu bringen, bedurfte es der großen Heilstatsache nicht. Es bedurfte nicht der Erlösung; denn der Mensch ist ja gut; nur seine Werke sehen manchmal etwas anders aus. Wozu überhaupt Religion? Was hier dargeboten wird, ist Fälschung und Entleerung des christlichen Glaubens. Der Sündenbegriff fehlt, und es ist eine Fälschung des Evangeliums, wenn behauptet wird, Jesus habe glauben gelehrt an das Gute in uns. Nein, sondern an uns sollen wir verzweifeln, und an Jesus sollen wir glauben.

Philipp Strongs Kreuzigung.

Von **Ch. E. Sheldon.**

Fortsetzung.

Als Strong sich umdrehte, stand seine Frau vor ihm. Ihr Gesicht wahr sehr ängstlich.

„Erzähle mir alles, Philipp," sagte sie. Schon am Sonntag abend hatten sie über die Tatsache gesprochen, daß Winter die Kirche während des Gottesdienstes verlassen hatte, und hatten Sorge und Verdruß vorausgeahnt. Strong erzählte, was sich bei dem Besuch des Fabrikanten zugetragen und was dieser gesagt hatte.

„Was sagtest du, daß er so zornig wurde. Sagtest du ihm deine Meinung?"

„Aber tüchtig," antwortete Philipp etwas finster, „wenigstens, so viel es diesen besonderen Gegenstand betrifft, daß er genug hat."

„O weh! daß dieser Verdruß schon so bald kommen mußte! Was wird Herr Winter tun? Er ist sehr wohlhabend und in der Gemeinde einflußreich. Meinst du — bist du sicher, daß du recht verfahren bist, zum Besten dieser Sache? Es ist wirklich sehr unangenehm für dich, Philipp."

„Ich würde nie anders handeln, als ich es getan habe. Was tat ich eigentlich? Ich habe einfach meiner Gemeinde Gottes Wahrheit gepredigt, wie ich sie als solche klar erkannt habe. Und wenn ich dies nicht tue, worin besteht dann überhaupt meine Tätigkeit im Pfarramt? Ich bedaure dieses persönliche Zusammentreffen mit Herrn Winter; aber ich sehe nicht ein, wie es hätte vermieden werden können."

„Wurdest du hitzig?"

„Nein."

„Es wurde aber sehr laut gesprochen, ich konnte es sogar in der Küche hören."

„Nun wohl, Sarah; du weißt doch: je ärgerlicher ich werde, desto mehr verkrieche ich mich. Du hörtest Herrn Winter so laut werden. Schon als er kam, war er sehr aufgeregt, und nichts, was ich gewissenhaft hätte sagen können, würde eine Aenderung in seinem Benehmen bewirkt haben."

„Batest du ihn, mit dir über die Angelegenheit zu beten?"

„Nein; ich denke, er war in keiner Gebetsstimmung."

„Warst du es?"

Philipp zögerte einen Augenblick; dann erwiderte er ernst: „Ja, ich glaube wirklich, ich war es — das heißt, ich hätte mich nicht während dieser Unterhaltung geschämt, in liebevollen Verkehr mit meinem himmlischen Vater zu treten."

Noch immer blickte Frau Sarah verstört und ängstlich drein. In ihrem Geist überdachte sie die Folgen, die der Widerstand des Herrn Winter ihrem Gatten gegenüber zeitigen könnte, und sehr ernsthafte Gedanken kamen ihr dabei in den Sinn. Philipp schien die ganze Angelegenheit mit einer ruhigen Philisophie behandeln zu wollen, die sich auf die Erkenntnis gründete, daß in dieser Sache sein Gewissen von jeder Schuld frei war.

„Was meinst du, daß Herr Winter tun wird?" fragte Frau Strong.

„Er drohte, seine finanzielle Beihilfe zurückzuziehen, und sagte, daß andere zahlende Glieder dasselbe tun würden."

„Glaubst du, daß sie es tun?"

„Ich weiß es nicht; es sollte mich aber nicht wundern, wenn sie es täten."

„Und was willst du dann machen? Es wird schrecklich sein, eine derartige Friedensstörung in der Gemeinde zu haben; alle unsere Aussichten wird es zerstören, und du selbst wirst unter dieser Reibung nicht mehr weiter arbeiten können."

Und damit brach sie plötzlich zusammen und fing an zu weinen. Strong tröstete sie; zuerst machte er einige Späße; dann aber erklärte er mit ausgemachter Heiterkeit, die ihm immer eigen war, wenn er schwer bedrängt wurde, daß, wenn die Gemeinde ihre Unterstützung zurückzöge, er wahrscheinlich einen Posten irgendwo an der Eisenbahn bekommen würde, oder auch in einem Hotel, wo immer Lastträger verlangt würden, die einen großen Koffer mehrere Treppen hoch tragen könnten.

„Zuweilen denke ich fast, daß ich meinen Beruf verfehlt habe," sagte der Geistliche; er sprach absichtlich von sich selbst, um seine Frau zu veranlassen, ihn zu verteidigen. „Ich hätte ein Lokomotivheizer werden sollen."

„Diese Vorstellung, Philipp Strong! Ein Mann, der die Gabe hat Leute anzufassen mit Predigen, in einer Weise wie du es tust."

„Die Weise, wie ich zum Beispiel Herrn Winter anfaßte."

„Ja," erwiderte sie, „die Weise, wie du ihn anfaßtest! Jawohl, schon die Tatsache, daß du einen solchen Mann zornig machtest, ist ein hübscher Beweis, daß du ihn angefaßt hast. Von gewöhnlichen Predigten werden diese Leute nicht gerührt."

„So denkst du also wirklich, daß ich eine kleine Gabe zum Predigen habe?"

„Eine kleine Gabe! Viel mehr als eine kleine, Philipp."

„Bist du nicht ein wenig voreingenommen, Sarah?"

„Nein, mein Herr! Ich bin der strengste Kritiker, den du jemals in deiner Gemeinde gehabt hast. Wenn du nur wüßtest, wie nervös du mich manchmal machst — wenn du an eine markante Stelle kommst und eine Bewegung machst, die ein Steinbild rühren könnte, und dann wieder von etwas ganz anderem in ganz anderer Weise zu sprechen anfängst. Und gleich bin ich auch wieder gefesselt, und in das Thema vertieft, und vergesse dich ganz."

„Danke!" sagte Philipp.

„Wofür? fragte sie lachend. „Weil ich dich vergesse?"

„Ich würde lieber von dir vergessen sein, als daß sonst jemand sich meiner erinnerte," erwiderte er gelant. „Und du bist eine so liebliche, kleine Schmeichlerin, daß ich mich zu allem ermutigt fühle, was auch geschehen mag."

„Es ist keine Schmeichelei; es ist Wahrheit, Philipp! Ich glaube wirklich an dich und dein Werk, und ich bin nur besorgt, ob du auch hier Erfolg haben wirst. Ich kann es nicht ertragen, an Unruhe in der Gemeinde zu denken, und es würde mich fast töten, sollten wir solche Zeiten durchzumachen haben, von denen wir manchmal lasen."

„Die Folgen müssen wir Gott überlassen. Ich bin gewiß, daß wir für nichts mehr verantwortlich sind, als daß wir unser Aeußerstes für die Wahrheit tun." Er sprach sehr beherzt.

„So fühlst du dich von dem Ereignis heute morgen nicht entmutigt, Philipp?"

„Nein, ich merke nichts davon. Zwar bin ich sehr empfindlich und fühle mich von Winters Drohung arg verletzt; aber ich bin nicht verzagt, was mein Werk anbetrifft. Warum sollte ich auch? Tue ich nicht mein Bestes?"

„Ich glaube, du tust es! Nur, lieber Philipp, sei klug. Versuche nicht alles in einer Woche zu reformieren, und erwarte nicht, daß den Leuten Flügel wachsen, ehe die Flaumfedern gekommen sind. Es ist nicht natürlich."

„Schön, ich will es nicht tun," antwortete er mit einem Lachen. „Aber du solltest dir die Flügel beschneiden; sie schleifen schon auf dem Boden."

Er suchte nach seinem Hut — der zu den Sachen gehörte, die er nie zweimal an derselben Stelle finden konnte — küßte seine Frau und ging dann, um einer Fabrik einen Besuch abzustatten, für den er sich gerade fertig gemacht hatte, als Herr Winter vorsprach.

Während er durch den Geschäftsteil der Stadt ging, entdeckte er zu seiner größten Ueberraschung, daß seine Sonntagspredigt fast jeden aufgeregt hatte. Sogar auf der Straße sprachen die Leute darüber — eine in Milten fast unerhörte Art, Predigten zu behandeln. Als die Abendzeitung herauskam, beschrieb sie in einem sensationellen Abschnitt den Angriff des Pastors Strong auf die reichen Sünder seiner eigenen Kirche und fügte bei, daß die Gemeinde „über die Predigt sehr aufgebracht und wahrscheinlich auf den ehrwürdigen Herrn nicht gut zu sprechen sei." Als Strong dies las, verwunderte er sich, daß sich die Leute so ungewöhnlich aufregten, weil ein Prediger Christi nur ein unzweifelhaftes Uebel öffentlich angeklagt hatte.

„Ist es denn," fragte er sich selbst, „wirklich eine so bemerkenswerte Neuigkeit, daß ein Prediger des Evangeliums von seiner eigenen Kanzel gegen etwas predigt, was ohne Frage ein unchristlicher Gebrauch des Eigentums ist? Worin besteht eigentlich die Bedeutung der Kanzel, wenn sie nicht das Christentum Christi predigt, wie es sich auf den Gebrauch des Eigentums sowohl als auch auf die Verwendung von Zeit und Talent bezieht? Ist es möglich, daß die öffentliche Meinung so wenig daran gewöhnt ist, etwas über dieses Thema zu hören, daß, wenn sie es hören, es ihnen wie sensationelle Nachrichten klingt?"

Ueber diese Frage sann er nach, als er ruhig, aber schnell seine Wirksamkeit in dieser Woche fortsetzte. Als die Tage so dahingingen, war er sich bewußt, daß Sorge und Verdruß ihm bevorständen. Mehrere Male hatte er Herrn Winter auf der Straße getroffen; aber der Fabrik-

besitzer hatte ihn nicht gegrüßt. Dies verletzte ihn in einer Weise, die schwer zu beschreiben war; aber sein empfindlicher Geist fühlte den Stich wie einen Hieb auf einer wunden Stelle. Fortsetzung folgt.

Mission

Aus der Welt des Islam.

Es gibt 240$^1/_2$ Millionen Mohammedaner. 3$^3/_4$ Millionen leben noch auf dem Balkan. 3$^1/_4$ Millionen im europäischen Rußland, also in Europa 7 Millionen. In Afrika leben 52 Millionen, in Asien 18$^1/_4$ Millionen. In Britisch-Indien allein leben 71$^1/_2$ Millionen, d. h. fast ein Drittel aller Mohammedaner. Die Türkei zählt 8$^1/_3$ Millionen, Arabien 10 Millionen, Persien 9$^1/_3$ Millionen, Afghanistan 12, China 9, Holländisch-Indien 30 Millionen. Der Islam ist unter allen nichtchristlichen Religionen zugleich die beste und die schlechteste, wie Dr. Zwemer sagt. Ein Moslem kann mit uns Christen eine weite Strecke zusammengehen. Aber wo es sich dann um das Herzstück des Christentums handelt — die göttliche Herrlichkeit Jesu und Seinen Kreuzestod —, da ist der Islam, schon von seinem Stifter her, direkt christenfeindlich. Das gilt von keiner anderen nichtchristlichen Religion. Alle anderen Religionen besitzen Anknüpfungspunkte für das Evangelium, der Islam dagegen weist direkt von Christus weg, ja haßt Ihn tödlich. Heute aber gärt und brodelt es in der ganzen islamischen Welt, und es ist eine Aufgeschlossenheit für das Christentum vorhanden wie nie zuvor. Das hängt damit zusammen, daß besonders seit dem großen Krieg westländische Sachen und Ideen mit Macht ihren Eingang in alle mohammedanischen Länder gehalten haben. Neben dem langsamen Kamel, dem Schiff der Wüste, tauchen jetzt überall die sausenden Autos in großer Zahl auf, neben dem Jahrtausende alten primitiven Pflug der Dampfpflug. Singers Nähmaschinen und Rasierapparate aus Amerika, Zucker aus der Tschechoslowakei, Maschinen aus Deutschland, Motore aus der Schweiz, Töpferwaren aus Frankreich halten ihren Einzug in all die verschlossenen mohammedanischen Länder. Das Kino ist in den Städten des Orients fast ebenso stark vertreten wie in denen des Westens, und das Radio hat sogar nach Arabien seinen Weg gefunden. In Kairo erscheinen 77 Zeitungen, und es gibt 205 Druckereien. Die Literatur des Westens ergießt sich in einem breiten Strom in die mohammedanische Welt hinein, leider meist verderbliche Literatur. Selbst die fast tausendjährige Universität El Azhar in Kairo mit ihren 180 Professoren gibt jetzt der Moderne des Westens nach und unterzieht sich einer gründlichen Reformation. Sendbote.

Die Heilung des Aussatzes.

„Ganz hervorragend sind die Aussichten für die Heilung des Aussatzes," schreibt Professor Olpp in der „Neuen Allgemeinen Missionszeitschrift", des Aussatzes, der jahrtausendelang als unheilbar galt und jetzt in ein bis drei Jahren mit den Derivaten des Chaulmoograöls und Jodkali geheilt werden kann. Ganz Palästina hat höchstens achtzig Aussätzige; in Deutschland gab es am 1. Januar 1929 nur acht Lepröse, von denen aber kein einziger sich diese Krankheit in Deutschland geholt hat. Die Zahl der Aussätzigen auf der ganzen Welt schätzt man zur Zeit auf rund vier Millionen. Aus dem größten Aussätzigenasyl der Welt in Culion auf den Philippinen, das 6000 Aussätzige beherbergt, sind schon über tausend als klinisch geheilt entlassen worden.

Der Urwald-Doktor.

Es tut wahrhaftig wohl, wenn es einmal geschieht, daß nicht nur Männer wie Rockefeller oder Henry Ford als Vorbilder der Menschheit angesprochen werden. Seit ein paar Jahren geht ein stiller, täglich wachsender Ruhm von einem Mann ganz andere Art aus. Von einem Mann, der keineswegs danach trachtet, Milliardär zu werden. Der keineswegs für sein Ideal ansieht, den Menschen das Leben praktischer einzurichten. Von einem Mann, der vielmehr sein ganzes Leben opfert, nur um den Aermsten der Armen, den Verlassensten der Verlassenen das Leben zu retten. Dem der Urwald mit seinen Gefahren, Entbehrungen, Strapazen nicht zu weit ist, um sein Hilfswerk in Gang zu setzen. Der dabei völlig darauf verzichtet, Geld zu verdienen, vielmehr ausschließlich ein so veraltetes Ding, wie sein Herz, sprechen läßt. Es ist die Rede von jenem Doktor Albert Schweitzer aus Straßburg, der als Philosoph, Pfarrer, Universitätsprofessor, Orgelvirtuose, Musikhistoriker sich einen weiten Namen schuf, Konzerte in Berlin und Paris gab und eine tiefgründige Bachbiographie schrieb.

Dieser Doktor Schweitzer liest eines Tages in der Zeitung von der unbeschreiblichen Not der Neger am Kongo, die von der Schlafkrankheit befallen sind. Ganze Gebiete drohen auszusterben. Wenn alles so bleibt, wird Zentralafrika in fünfzig Jahren entvölkert sein. Aber selbst, wenn es gelingt, Kranke am Leben zu halten, siechen die Unglücklichen in entsetzlichen Schmerzen dahin.

Dr. Schweitzer ist erschüttert. Millionen Menschen lesen dasselbe und sind erschüttert. Einige Tausend Aerzte lesen es, die in Europa, zumal in Deutschland, überzählig oder mindestens leicht zu entbehren sind. Aber nur dieser eine Mensch, Philisoph, Prediger, Orgelvirtuose beschließt in der gleichen Stunde, Arzt zu werden und nach Afrika zu reisen, um zu helfen. Dieser eine Mensch wirft sein ganzes bisheriges Dasein fort, seine ganze materielle Existenz, fremder, unendlich entfernter Menschen wegen. Er hört auf keine Vorstellungen und Warnungen der Verwandten, Freunde, Kollegen. Vom Professoren-Lehrstuhl begibt er sich wieder auf die Bank der Studenten, in Anatomie und Laboratorien, unterzieht sich den Prüfungen wie ein junger Anfänger. Sein einziges Wort ist: Einer muß anfangen! Muß! Dr. Schweitzer erlangt die nötigsten Mittel zur Ausreise von einer Missionsgesellschaft und steigt mit seiner tapferen jungen Frau im Juli 1913 in Bordeaux auf den Dampfer. 72 Kisten mit Medizin und Apparaten nimmt er mit sich, dazu eine kleine Orgel, ohne die der Künstler nicht leben kann. Wovon wird er da unten leben? Von den armen Schwarzen ist irgend ein Arzthonorar nicht zu erwarten.

Was ist die Schlafkrankheit? Sie hat anscheinend immer in Afrika geherrscht. Aber erst der Verkehr der Neuzeit hat ihr diese ungeheure Ausdehnung gegeben. Dringt die Krankheit in ein neues Gebiet, so tritt sie anfangs besonders mörderisch auf. Ganze Dörfer verschwinden in wenigen Jahren vom Erdboden. Die Krankheit beginnt mit Fieber, unerträglichen Kopfschmerzen, die zum Wahnsinn und zur Tobsucht treiben können. Manchmal ist ein erschreckender Schwund des Gedächtnisses das erste Zeichen. Nach einigen Jahren beginnt die Zeit des vermehrten Schlafbedürfnisses, bis der Schlaf immer fester wird und endlich in volle Gefühllosigkeit übergeht. Wasser

und Kot gehen unbeachtet ab, der Rücken bedeckt sich vom Liegen mit Geschwüren, die Knie sind an den Hals gezogen. Tötliche Gehirnentzündung tritt ein. Verursacht wird die Schlafkrankheit durch den Stich einer kleinen Fliege, der Tse-Tse, die lautlos am Tage fliegt.

Dr. Schweitzer stand nun vor der Frage, welches Gebiet er zuerst besuchen und bearbeiten sollte. Er reiste zwar nach Afrika, von einer dumpfen Stimme in sich getrieben. Aber wie alle wahrhaften Männer der Tat ging er nach gut überlegtem Plan vor. Elsässische Missionare waren am Ozowe-Strom tätig. Er wandte sich an sie, und man wies im ein Haus auf der Station Lambarene zu. Der Ozowe strömt 1200 Kilometer lang parallel, dem Kongo. 350 Kilometer von der Küste ist er schiffbar. Hier wachsen Kaffee, Pfeffer, Zimt, Vanille, Kakao, Oelpalmen. Aber der Haupthandel gilt dem unermeßlichen Holzbestand des Urwalds. Die Jahrestemperatur hat einen Durchschnitt von etwa 30 Grad. Die Nächte sind ebenso feucht und heiß wie die Tage.

In Lambarene angekommen, entschloß sich Dr. Schwetzier sofort zum Bau eines Spitals. Spital! Ein Hühnerstall steht ihm zur Verfügung. Die Sprechstunde wird draußen im Schatten abgehalten. Jeder Kranke erhält eine Pappscheibe um den Hals, auf der seine Nummer, seine Krankheit und seine Medikamente verzeichnet sind. Schweitzers Frau hat Instrumente und Verbandmittel unter sich und assistiert bei Operationen. Aber bald gelang es Schweitzer, von der Mission 2000 Franken zum Bau eines größeren Krankenhauses zu erhalten. Natürlich darf man nicht an ein Hospital im europäischen Sinne denken. Es handelt sich um nichts als um eine Wellblechbaracke. Die Fenster gehen bis unters Dach, so daß die heiße Luft sich nicht in der Höhe sammeln kann und jeder erstaunt ist, wie kühl es in einer Wellblechbaracke zu sein vermag. Unter dem Dach sind weiße Tücher gespannt als Schutz gegen die Moskitos. Heute gibt es sogar ein eigenes kleines Gebäude mit sechs Kammern für Geisteskranke.

Trotz allen Grauens bietet das Spital mit seinen Kranken ein unendlich abenteuerliches Bild. Die Kranken kommen mit ihren ganzen Familien an. Die männlichen Mitglieder der Familie gehen nach der Aufnahme der Kranken ein paar Schritte abseits in den Urwald und bauen gleich an Ort und Stelle das Bett für den Patienten zurecht. Die Kranken sind sehr abergläubisch und halten auch den europäischen Arzt für nichts anderes als einen Zauberer. Vom Zahnreißen bis zu den gefährlichsten Operationen macht er alles. Viele Kranke sind furchtsam. Ein kleiner Knabe weinte entsetzlich, denn er hielt den Doktor für einen Menschenfresser. Ein solcher war für ihn durchaus nicht eine Art Menschenfigur, sondern der Junge gehörte zum Stamme der Pahouins, in dem die Menschenfresserei noch bis heute nicht erloschen ist.

Sonntags hält Schweitzer selbst Gottesdienst ab, und er hat eine Gemeinde, wie es sie wohl auf der Welt nicht zum zweitenmal gibt. Unter den Kranken befinden sich viele, die noch nie ein Wort vom Christentum gehört haben. Ein Heilgehilfe ruft alle Hörer mit einer Glocke zusammen. Bis alle sich eingefunden haben, ist eine halbe Stunde vorbei. Man sitzt, um Schatten zu haben, unter dem vorspringenden Dach. Rechts und links von Schweitzer steht je ein Dolmetscher, ein Pahouin und ein Bendjabi. Einige Zuhörer kochen während des Gottesdienstes ihr Essen, eine Mutter wäscht ihr Kind. Ein Mann flickt sein Fischnetz. Ein anderer legt den Kopf in den Schoß eines Kameraden, um sich in aller Friedlichkeit lausen zu lassen. Schafe und Ziegen kommen und gehen. Die Webervögel in den Bäumen machen einen solchen Lärm, daß der Prediger kaum mit der Stimme durchdringt. Ueber der Gemeinde turnen zahme Affen auf dem Wellblechdach. Natürlich besteht eine Predigt hier fast nur aus der ursprünglichen Erzählung von Gleichnissen, die aus dem Alltagsleben der Schwarzen genommen sind. Die Zuhörer sind gerade darum ganz Ohr. Oft unterbricht Schweitzer sich und fragt, ob jeder ihn verstanden oder ob jemand etwas einzuwenden hat. Dann antwortet ein lauter Chor, daß es so recht sei.

Was hat Schweitzer nun erreicht? Er hat in fast zwanzig Jahren Tausenden und aber Tausenden von Kranken Linderung und Heilung gebracht. Menschen, die sonst wie die Tiere des Urwaldes sich hätten verkriechen und umkommen müssen. Er hat edelste Menschlichkeit in ein weites Gebiet getragen. Sein Beispiel hat die Regierungen aus trägem Nichtstun wachgerufen. Ueberall ist der Kampf gegen die Epidemien aufgenommen. Alle paar Jahre reist Schweitzer nach Europa — nicht um auszuruhen, sondern um Orgelkonzerte in den großen Städten zu geben, die ihm die Mittel liefern, sein Spital weiter auszubauen.

So wirkt der unermüdliche Mann für das Wohl der Afrikaner nach Leib und Seele und kann mit seiner Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit vielen ein Ansporn sein, die da meinen, die fernen Heiden mit ihrer Not gingen sie nichts an.

Achtung, Aufruf!

Am 20. Januar hielt der Seminarausschuß der Unionsverwaltung in Ruda-Pabianicka eine Extrasitzung ab, wobei die Seminarangelegenheiten in Beratung kamen. Wie noch erinnerlich sein wird, sollte laut früherem Beschluß die bestehende Zahl der Seminaristenklasse durch Zuziehung neuer Schüler erhöht werden. Zu dem Behuf erließ ich einen Aufruf, worauf sich auch 10 Brüder zum Eintritt in die Schule gemeldet haben, von denen einige die Approbation erhalten haben. Da jedoch, ehe die gehörigen Dokumente alle herbeigeschafft wurden, einige Wochen vergingen, ist es ziemlich spät geworden, und fanden die Brüder, daß die neuen mit den alten in einer Klasse nicht mehr fortkommen und es am geratensten sei, bis zum Jahresschluß zu warten. Die neue Klasse soll nun, so Gott hilft, zum Beginn des neuen Schuljahrs eingelegt werden. Da wir für die neue Klasse 10 Brüder brauchen, die wir für das Heilige Amt, das die Versöhnung predigt, auszubilden gedenken, so wünschen wir, Gott möchte viele gottselige Brüder willig machen, Botschafter Gottes zu werden und zur gehörigen Ausbildung sich zur Schule an meine Adresse unverzüglich zu melden.

Ich fordere solche lieben Brüder auf und bitte sie, mir zu schreiben. Worauf sie zu achten haben ist folgendes: 1. Sie müssen noch nicht das dreißigste Lebensjahr beendet haben, 2. Müssen wenigstens schon zwei Jahre in der Gemeinde sich bewährt haben, 3. Müssen gesunde Sprachorgane, gesunde Augen und gesunde Lungen haben, 4. Müssen militärfrei sein. — So höret nun, liebe Brüder, auf die Stimme Gottes in euren Herzen und folget ihr!

Wer sich schon früher gemeldet hat, braucht es jetzt nicht mehr tun.

Mit herzlichem Brudergruß F. Brauer,

Łódź, Lipowa 93.

Gemeindeberichte

Schwester Lydia Reinberger, geborne Stein, wurde am 7. Juli 1891 in Radawczyk geboren.

Mit 17 Jahren kam sie zum Glauben und wurde am 7. Juli 1908 auf das Bekenntnis ihres Glaubens an Christum von Br. Gutsche getauft.

Durch ihr freundliches Wesen hat sie viele Freunde gewonnen. Was auch immer ihre Leiden waren, sie trug dieselben still und geduldig, bis sie mit Freuden heimkehren durfte. Lungenentzündung war die Ursache ihres Todes, der am 21. November 1930 folgte.

Lydia Reinberger.

Kurz vor ihrem Tode nahm sie Abschied von ihren Lieben wie auch von den Nachbarn und richtete an alle Worte des Trostes und der Ermahnung. Mit dem Liede: „Wann schlägt die Stunde, ach wann darf ich gehn? Heim! Ach, nur heim!" welches sie noch kräftig gesungen, ging sie aus der Zeit in die Ewigkeit.

Nebst ihrem Gatten, mit dem sie 7 Jahre pilgerte, hinterläßt sie 2 Kinder, ihre lieben Eltern, 4 Schwestern und 1 Schwager.

Eine große Trauerversammlung zeugte von ihrer Achtung.

A. Hart.

Wochenrundschau

Aus Buenos Aires wird gemeldet, daß zwei Vulkane bei San Antonio de las Cobres in der Provinz Los Andes plötzlich in Tätigkeit getreten seien und haben große Lavamassen ausgeworfen. Nach den bisher vorliegenden Meldungen sollen zahlreiche Opfer an Menschen zu beklagen sein, die von der Lava begraben wurden. Außerdem wurde die gesamte Ernte in der Nähe der Vulkane vernichtet. Auch die Verluste an Vieh sind sehr groß. Der Gouverneur von Salta hat eine Hilfsexpedition in das Unglücksgebiet entsandt.

Aus New York wird gemeldet, daß auf der Station Huigra im Staate Ecuador durch einen Bergsturz 170 Streckenarbeiter verschüttet wurden, welche die durch einen früheren Bergsturz verschüttete Bahnstrecke freilegten. Der erste Bergsturz war den Tag vorher erfolgt, und die Hilfsmannschaft war sofort zur Freilegung der Bahngeleise entsandt worden. Wegen schwerer Regenfälle mußte die Freilegung der Strecke jedoch erst bei Morgengrauen beginnen. Als die Mannschaft gegen 5 Uhr morgens emsig arbeitete, begannen vom Bergabhang Geröll und Erdmassen herabzurollen. Wenige Minuten später erfolgte plötzlich unter lautem Getöse der große Bergsturz, der die 170 Arbeiter verschüttete, ehe noch an Rettung zu denken war.

Auch nahe bei Livermore, etwa 80 Kilometer östlich von San Francisco in Kalifornien sind bei dem Bau eines Tunnels durch einen Erdrutsch 20 Arbeiter verschüttet worden. Der Tunnel sollte in 700 Meter Tiefe angelegt werden. Die Hilfsarbeiten sind im Gange. Jedoch besteht wenig Hoffnung auf Rettung der Verschütteten.

Die Einsturzkatastrophe in Lyon hat bei den Aufräumungsarbeiten zu der Entdeckung geführt, daß sich unter dem eingestürzten Stadtviertel ein großer unterirdischer See befindet, der als Ursache der Katastrophe anzusehen ist.

Achtung, Jugend!

Unser Jugendbundesorgan, „Die Jugendwarte" erscheint wieder und wird von unserem früheren Redakteur Pred. Artur Wenske herausgegeben; im Januar dieses Jahres machte unser Blatt seine erste Runde. Neuentstandene Vereine, wie auch solche, die die erste Nummer aus irgend einem Versehen nicht erhalten haben sollten, wollen genanntes Blatt bald möglichst bestellen. Da es verschiedene Familien und Jugendliche gibt, die vereinzelt wohnen und darum mit der Jugend und unserem Werke keinerlei Fühlung haben, soll gegebene Bekanntmachung bittend mahnen, unser Organ zu beziehen. Ueberhaupt sei allen, die unsere Jugend lieb haben „Die Jugendwarte" bestens empfohlen. Es dürfte keine Familie und noch weniger ein Verein ohne dieses Blättchen sein. Prediger wie auch Eltern müßten dafür Sorge tragen. Bestellungen mache man gefälligst bei Prediger Artur Wenske, Łódź, Dąbrowska Nr. 56.

R. Kretsch.

Eilig.

Es fehlen von einigen Gemeinden noch die ausgefüllten statistischen Fragebogen. Bitte dieselben schnellstens einzusenden an **A. Knoff, Łódź, skrz. poczt. 342.**

Bekanntmachung.

Es wird allen Gemeinden zur freundlichen Kenntnis gegeben, daß der frühere Prediger Br. K. Felsch nicht mehr Mitglied unsrer Gemeinde ist und mit unserem Missionswerke in keiner Verbindung steht.

Die Gemeinde Graudenz.

Wydawca i Redaktor: A. Knoff Łódź, Smocza 9 a Druk: „Kompas", Łódź, Gdańska 130